

Daniel Stögerer
Luzia
Kindheit zwischen zwei Kriegen
Roman



www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2024

1. Auflage September 2024

literatur nr. 155

Covergestaltung: Karin Kröpfl

Coverbild: Michael Trimmel

Layout und Satz: textzentrum graz

Autorenfoto: Dietmar Schuh

Korrektur: Sabine Mair

Druck und Bindung: TOTEM

Koordination Herstellung: EVERGREEN Media Kft.

ISBN 978-3-903575-24-0



GRAZ

Daniel Stögerer

Luzia

Kindheit zwischen zwei Kriegen

Roman

Der Mutter zuliebe,
die mich das Träumen lehrte.

Oktober 1926

Wien, Favoriten

1.

Es sah ein wenig aus, als würde der Sandler weinen. Schmalbeinig stand Luzia auf dem Trottoir und zog ihr Kopftuch ein Stück nach vor, um die Stirn vor dem Nieselregen zu schützen. Dann umklammerte sie unschlüssig den Griff des Flechtkorbes, den ihr Frau Tóth für den Gang zum Greißler mitgegeben hatte. Der Mann, der da vor ihr auf dem Kopfsteinpflaster saß, den Rücken an den bröckelnden Mauerputz gelehnt, schien zu schlafen. Seine Schiebermütze war ihm vom Kopf gefallen und bedeckte nun zur Hälfte eine leere Glasflasche, die neben ihm auf dem Boden lag. Das schütterere, grauschwarze Haar glänzte vor Nässe und aus den Stirnfransen flossen kleine Rinnsale über die drahtigen Brauen in die Augenwinkel, wo sie sich sammelten und dann über die vielen Wangenfalten zum Hals hinunterfunkelten.

Luzia sah oft Sandler auf dem Trottoir schlafen. Allerdings nicht bei Regenwetter im Herbst, wenn die Wasserlachen auf der Troststraße in manchen Nächten schon froren. Der Mann müsste in seinem nassen Flickentmantel eigentlich zittern. Außerdem kam ihr seine Haut recht bleich vor, selbst unter dem vielen Schmutz. Jemand musste ihn doch aufwecken und ihm sagen, dass er sich irgendwo unterstellen soll, dachte sie und zögerte dennoch, auf ihn zuzuge-

hen. Schließlich hatte Oberlehrer Krauskopf ihnen eingetrichtert, sich von Sandlern fernzuhalten, der Läuse wegen. Nachdenklich schob Luzia die Zunge über die Lippen. Als sie zu Hause einmal davon erzählt hatte, hatte Frau Tóth nur mit dem Mundwinkel gezuckt und gemeint, der Herr Lehrer solle ihnen gescheiter etwas beibringen, von dem er auch eine Ahnung habe.

Also tat Luzia einen tiefen Atemzug, trat seinem Abortgeruch zum Trotz auf den Mann zu und wollte ihn eben anfassen, als ein Geschrei hinter ihrem Rücken anhub. Aus dem Tor des Zinshauses auf der gegenüberliegenden Straßenseite stampfte eine kleine, jedoch kräftig gebaute Frau im Werktagskleid auf sie zu. Sie gestikuliert, als würde sie sie wegscheuchen wollen, und keppelte irgendetwas auf Böhmisches, ohne zwischen den Sätzen Luft zu holen. Ihr Redeschwall hielt immer noch an, als sie bei Luzia ankam. Verschüchtert betrachtete Luzia die Frau, die erst ins Deutsche wechselte, als sie ihr unmittelbar gegenüberstand.

»Verschwind! Das is nix fir Kinder!«, schalt sie und erreichte dennoch erst eine Reaktion, als sie zu einer Ohrfeige ausholte. Samt ihrem Flechtkorb stolperte Luzia das Trottoir hinunter und schaute immer wieder zu der nach Hilfe und Polizei rufenden Böhmin zurück. Erst als die Frau aus ihrem Sichtfeld verschwand, bremste sie ihren Schritt.

Die Troststraße schwieg bedrückt vor sich hin. Luzia lauschte dem Nieselregen und ließ, nachdem nirgendwo ein Mensch zu sehen war, ihren Blick an den zahllosen Schnörkeln und Gesimsen der Zinshausfassaden hochklettern. Bis zu den Spitzen der Fabriksschloten hinauf, die hinter manchen Häusern aufragten und die Wolken mit Ruß fütterten. Auch dort fand sie kein Leben, mit Ausnahme einer Taube, die sich vor dem Regen auf ein

Fenstersims flüchtete und gurrend die Federn plusterte. Im Vorbeigehen nickte Luzia dem Tier zu, worauf es eine Bewegung machte, die sie lächelnd als Gegengruß deutete. Am liebsten hätte sie es gefragt, ob es nicht die Straße zurückfliegen und ihr berichten könnte, was die Böhmin mit dem armen Sandler machte. Aber sie hätte die Taube ja nicht verstanden.

Gedankenvoll ging sie weiter. An Kreuzungen, beim Queren der Straße, studierte sie den gewalzten Lehm unter ihren bloßen Füßen. Sie mochte das Gefühl der feuchten Erde, die mit jedem Schritt kaum merklich nachgab, auch wenn sie zu dieser Jahreszeit die Zehen taub machte. Allerdings sanken oft Glasscherben so weit in die Erde ein, dass man sie kaum noch sah und sich dennoch die Fußsohle an ihnen blutig schnitt, wenn man unbedacht drauftrat.

Schließlich erreichte Luzia die Greißlerei des alten Krejci, über dessen Auslagefenster in verblichenen Lettern »Specerei und Consumwaren« stand. Bei Schönwetter verdeckten Holzkisten voller Kronprinzäpfel, Walnüsse und Maroni die Blechschilder an der Hausmauer, vor denen Luzia nun so zauberhafte Dinge wie *Original Wiener-Zuckerl* oder *Manners reiner Cacao* bestaunte. Sie wischte sich so gut es ging die Regentropfen vom Kopftuch und den Schultern und schob dann die Ladentür auf, deren Oberkante dabei ein hell klingendes Glöckchen anstieß. Es klingelte noch ein zweites Mal beim Zufallen der Tür und überließ Luzia dann der Stille in der engen Kammer. Am Plafond brannte eine Petroleumlampe auf halber Stärke, vermutlich weil bei diesem Wetter kaum Licht durch das ohnehin mit Brotregalen verbaute Fenster sickerte. Sie schob sich an den Gemüseboxen vorbei zum Kassentisch mit der großen Messingwaage, schnappte

dann unwillkürlich nach Luft und unterdrückte in letzter Sekunde ein Niesen. Staub kitzelte ihre Nase. Staub, der auch die Wandregale voller Schmalzdosens, Milchkannen und Feigenkaffee eindeckte.

»Soll ich vorsichtshalber schon mal Gesundheit sagen?«

Die Stimme des alten Krejci ähnelte dem Geräusch der Schreibfeder, mit der er gerade eine Addition in sein Kasensheft kratzte. Er musterte Luzia über seine Zwickerbrille und den Tisch hinweg, während sie langsam und kontrolliert ausatmete, erleichtert den Kopf schüttelte und – erst recht niesen musste. Seine ledrigen Mundwinkel hoben sich kaum merklich. Er senkte den Blick, tauchte den Federhalter ins Tintenfass und begann wieder zu kratzen.

»Wie kann ich der jungen Dame behilflich sein?«

Herr Krejci schrieb mit links, was zur Folge hatte, dass er die Tinte mit dem Handballen auf dem Papier verschmierte. Sein rechter Arm endete knapp unter dem Ellbogen in einem Stummel, der Luzias Aufmerksamkeit wider Willen für sich beanspruchte. Liszt hatte ihr einmal schief grinsend erklärt, er habe die Hand in Königgrätz gelassen. Was auch immer das heißen mochte.

»Die ... die Frau Tóth schickt mich um Rosmarin ...«

»... Thymian, Lavendel und Myrte«, ergänzte der Greis. Seine Mundwinkel sanken wieder und er erhob sich ächzend von seinem Sessel. »Ich möchte wissen, was die gute Frau Tóth mit dem ganzen Kraut macht. Ihr kauft mehr davon als meine ganze restliche Kundschaft zusammen.«

Er kramte die gewünschten Kräuter aus kleinen, beschrifteten Holzladens an der Wand hinter dem Tisch, wog sie ab und packte sie in Stanitzel aus Zeitungspapier. Inzwischen trat Luzia von einem Bein aufs andere und überlegte, was sie antworten sollte. Sie wusste es ja selber

nur zur Hälfte. Schließlich nannte er den Preis und sie drückte ihm die Schillingmünze in die Hand, die Frau Tóth ihr mitgegeben hatte, als ein mechanisches Dröhnen von der Straße hereindrang, anschwellte und sich schnell wieder entfernte.

»Wahrscheinlich der Streifenwagen«, meinte Herr Krejci beim Anblick von Luzias erschrockenem Gesicht.

Luzia riss die Augen auf. Ihr kam die Böhmin in den Sinn, die vorhin auf der Straße nach der Polizei gerufen hatte, und sie fragte sich, was diese mit dem armen Sandler vorhatte. Doch nicht etwa einsperren?

Sofort packte sie die Stanitzel in den Korb und stürmte so hastig aus dem Laden, dass sie Herrn Krejcis dünne Stimme überhörte, der ihr wegen des vergessenen Wechselgeldes hinterherrief.

Der Greißler hatte nicht ganz recht behalten. Kein Streifenwagen, sondern ein Polizeimotorrad hielt hinter einer unbeladenen Kapskutsche am Straßenrand. Der Kutscher stand gemeinsam mit dem Inspektor und der immer noch pausenlos schnatternden Böhmin um den schlafenden Sandler versammelt.

Um nicht aufzufallen, näherte Luzia sich von der anderen Straßenseite. Dort saßen auch die vier Söhne der Hausmeisterin nebeneinander auf einer der hölzernen Mistkisten, in die die Familien aus den Zinshäusern ihren Unrat warfen. Sie ließen ihre lehmigen Füße baumeln und betrachteten aufmerksam das Schauspiel auf der anderen Straßenseite, als Luzia sich zu ihnen stellte und den Korb ablegte.

Inzwischen hatte es aufgehört zu regnen. Der Kutscher und der Inspektor schienen sich in irgendeiner Form zu beraten, wobei Letzterer mit der Hand auf die Kutsche und

dann die Straße hinauf deutete. Immer wieder wurden sie von der Böhmin unterbrochen, deren Stimme sich beim Sprechen bereits überschlug, bis der Inspektor die Nerven verlor und schrie, sie solle Herrgottnocheinmal deutsch reden oder das Maul halten. Wir seien hier in Wien und nicht in Prag.

Verlegen trat die Böhmin zurück, während der Kutscher und der Inspektor den Sandler an Schultern und Beinen packten und ihn auf die Pritsche der Kapskutsche hievt. Sein Körper blieb dabei steif in jener Haltung, in der er auf dem Trottoir gesessen hatte. Ganz als wäre er eine Statue aus Stein und kein Mensch.

»Warum wacht er nicht auf?«, fragte Luzia unwillkürlich. Die vier Burschen schienen sie jetzt erst zu bemerken.

»Weil er tot ist«, vermeldete Fuchsl und nahm einen Zug von seiner Zigarette. »Wird in der Nacht derfrozen sein.«

Eigentlich hieß er Theodor, aber in der Volksschule, wo er die Klasse über Luzia besuchte, nannte ihn jeder seiner roten Haare wegen Fuchsl. Er genoss Respekt bei seinen jüngeren Brüdern, weil er sich aus den Tabakresten weggeworfener Stummel neue Zigaretten wuzelte und ihnen manchmal ein oder zwei Züge ließ. Sofern sie brav seinen Anweisungen folgten. Neben ihm saßen die Zwillinge Franz und Ferdinand, die mit Luzia in die Klasse gingen und fast jeden Schultag winkelstehen mussten, weil sie im Unterricht ständig zu raufen begannen. An ihrer Seite, Luzia am nächsten, saß der kleine Albin, der noch nicht in die Schule ging und sie ein wenig an den Zauberer vom Kasperltheater erinnerte. Die geflickten Mäntel, die er von seinen älteren Brüdern erbt, waren nämlich stets so lang, dass ihm der Saum bis zu den Knöcheln reichte und die Hände in den Ärmeln verschwanden.

»Tot?«, fragte Albin mit seiner Piepsstimme. Erwartungsvoll schaute er die Zwillinge an, die sich wiederum Fuchsl zuwandten.

»Wenn wer tot ist«, hob dieser ernst an und sog an seinem Glimmstängel, »kommt er in den Himmel. Und von dort kann man nicht mehr runter.«

Luzia betrachtete den Kutscher, der eine Plane über den auf der Ladefläche liegenden Sandler warf.

»Haben die dort ein Postamt?«, fragte Albin.

Fuchsl musterte seinen Bruder.

»Für was?«

»Briefe heimschicken.«

Nachdenklich rollte Fuchsl seine Zigarette zwischen Daumen und Zeigefinger hin und her und schüttelte schließlich den Kopf.

Der Kutscher trieb seine Rappen an. Als auch der Inspektor fort und die Böhmin, nicht ohne sie im Vorbeigehen strafend zu beäugen, hinter ihrem Haustor verschwunden war, schmiss Fuchsl seinen Zigarettenstummel in eine Pfütze. Er sprang von der Mistkiste und lief, von den anderen gefolgt, zur gegenüberliegenden Straßenseite, wo die Schiebermütze des Sndlers noch auf der Glasflasche ruhte. Franz setzte die Mütze auf und Ferdinand fasste die Glasflasche, worauf sie gemeinsam mit Fuchsl übers Trottoir torkelten, abwechselnd tiefe Schlucke aus der leeren Flasche nahmen und sich Ausdrücke wie »Gschissener« oder »Missgeburt« zuriefen. Albin trippelte ihnen in einigem Abstand hinterher und lachte laut dazu.

Bald wurde ihnen die Schauspielerei offenbar langweilig, Flasche wie Mütze landeten auf dem Straßenlehm und es begann eine Diskussion, was man nun spielen wolle. Zur engeren Auswahl standen Drittabschlagen, Vater leich

ma d'Scher und Verstecken, wobei die Burschen sich auf Letzteres einigten, da Albin die Regeln der anderen Spiele nicht begriff. Die älteren Brüder versuchten dem Kleinen die Rolle des Suchenden zuzuschancen, wogegen sich dieser mit den Füßen aufstampfend wehrte. Nachdem alles gute Zureden nicht half, schaute Fuchsl zu Luzia herüber und fragte, ob sie nicht mitspielen wolle.

»Aber du musst suchen«, ergänzte er, als sie in ihren Kreis trat.

»Warum?«

»Weil du das Mädchen bist«, kicherte Ferdinand, worauf ihm Franz mit dem Ellbogen in die Rippen stieß.

»Wieso zählen wir nicht aus?«, schlug Albin vor und ertete strafende Blicke von seinen Brüdern.

»Von mir aus«, gab sich Fuchsl geschlagen und wandte sich Luzia zu. »Kennst einen guten Auszählreim?«

Nachdenklich legte sie einen Finger an die Nase. Schließlich huschte ihr ein Lächeln ins Gesicht und sie nickte.

»Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sie-ben«, begann sie, mit dem ausgestreckten Zeigefinger von Kind zu Kind springend, »mei-ne Mut-ter, die kocht Rü-ben. Mei-ne Mut-ter, die kocht Speck. Schnei-det sich den Fin-ger weg.«

Der Finger hielt bei Ferdinand, der bereitwillig einen Schritt zurücktrat, worauf der Spruch im kleineren Kreis von vorn begann. In der zweiten Runde schied Albin aus, dann Franz und schließlich Luzia selbst. Fuchsl musste suchen.

»Kannst schon zu zählen anfangen!«, rief Albin und sah sich eifrig nach einem Versteck um. Der Angesprochene lächelte aber nur ernst und schüttelte den Kopf.

»Der Reim gilt nicht.«

Luzia schaute ihn an.

»Was meinst du?«

Fuchsl zog sein Lächeln in die Breite.

»Du hast ja keine Mutter, die Rüben und Speck kochen könnte.«

Neugierig traten die jüngeren Brüder an seine Seite. Luzia zog die Augenbrauen zusammen.

»Freilich hab ich eine Mutter.«

»Wen denn?«, warf Ferdinand ein.

»Die Frau Tóth.«

Ihre Stimme zitterte leicht. Fuchsl kicherte abschätzig.

»Und warum sagst dann alleweil Frau Tóth zu ihr und nicht Mutter?«

»Unsere Mutter hat gesagt«, Franz ließ sich die Worte auf der Zunge zergehen, »dass die Frau Tóth dich nur wegen dem Pflegegeld bei sich aufgenommen hat. Bist wahrscheinlich ein Findelkind, das sonst keiner will.«

Jetzt lachten alle.

»Stimmt ja gar nicht!«

»Doch!«, rief Albin, der wahrscheinlich nicht einmal verstand, worum es ging. Nichtsdestotrotz hielt er zu seinen Brüdern.

Luzia ballte zornig die Fäuste. Als das Lachen allerdings weiter anschwell, drehte sie sich um und rannte davon.

»Willst jetzt leicht zu deiner Mutter laufen?«, rief Fuchsl ihr hinterher.

Da spürte sie schon die erste Träne über ihre Wange kullern.

*Rosmarin und Thymian
wächst in unserm Garten.
Wer mein Mädchen freien will,
muss noch lange warten.*

Kinderlied

2.

»Na, da hätt ich lang suchen können.«

Luzia öffnete die Augen, wischte sie mit dem Handrücken trocken. Sie kannte die für einen Mann eigentlich zu hohe Stimme, die an das Quaken einer Ente erinnerte. Vor dem Fuhrwerk, unter dem sie hockte, warteten zwei schäbig behoste Beine. Krumm standen sie da, so krumm, dass man zwischen ihnen durchs Hoftor hinaussehen konnte.

»Willst nicht rauskommen?«

Einer der Schuhe unter den zerfransten Hosensäumen tappte ungeduldig auf das Kopfsteinpflaster. Luzia zog noch einmal den Rotz in der Nase hoch und kroch unter dem Fuhrwerk hervor. Die Hände tief in den Säckeln vergraben, schaute Liszt auf sie herab.

»Deine Frau Tóth wollt mich schon die ganze Troststraße nach dir absuchen lassen. Da hab ich mir gedacht, ich schau zuerst einmal im Innenhof nach.«

Luzia schielte nur betreten zu ihm hoch. Hinter seinem Rücken tanzten Vorhänge in offenen Fenstern. In einer Nische ganz oben an der unverputzten Hofmauer saß eine Statue, von der die dicke Hausmeisterin immer stolz behauptete, es sei die schmerzreiche Muttergottes. Berge aus Taubenkot bedeckten sowohl sie als auch den vermeintlichen Sohn auf ihrem Schoß.

»Sogar die Vögel scheißen bei uns auf den Herrgott«, bemerkte Liszt, Luzias Blick folgend. »Wo hast eigentlich den Einkauf gelassen?«

Erschrocken hob sie die Augenbrauen und kroch geschwind wieder unter das Fuhrwerk, um den dort verges-

senen Korb zu holen. Als sie wieder herauskam, schlurfte Liszt bereits in Richtung Haustür. Luzia folgte ihm.

Seine Schritte hallten rhythmisch das Stiegenhaus hinauf. Ebenso seine schweren Atemzüge, die im dritten Stock zu einem Keuchen anschwellen. Dazu das Ächzen des schmiedeeisernen Geländers. Luzia fürchtete, Liszt könnte es jeden Moment aus seiner Verankerung reißen.

Grünschillernde Fliegen summten durch die Schlitzlöcher der Aborttüren im fünften Stock. Sie gingen an ihnen vorbei zum Ende des fensterlosen Gangs, wo Zorneschreie aus der Nachbarwohnung schallten. Liszt schien das Gebrüll nicht zu kümmern. Keuchend fummelte er den Schlüssel aus seinem Hosensack und sperrte die gegenüberliegende Tür auf, winkte Luzia herein.

Auf dem Sparherd, der gemeinsam mit der Kredenz den Vorraum verstellte, stand ein Blechlavoir. Nachdem Liszt hinter dem Vorhang zum Kabinett verschwunden war, stellte Luzia das Lavoir auf den Boden und wusch sich darin den Straßenschmutz von den Füßen. An den Händen fühlte sich das Wasser stechend kalt an, an den bleichen Zehen hingegen lau. Anschließend trocknete sie sich an ihrem Kittel ab und streifte das Kopftuch vom Haupt. Zögernd atmete sie durch, ehe sie nach dem Flechtkorb griff und durch den Vorhang ins Kabinett trat.

Fahles Licht kroch durchs Fenster in das einzige Zimmer der Wohnung. Am Esstisch davor nahm Luzia dunkel eine Silhouette wahr. Ihre ans finstere Stiegenhaus gewöhnten Augen brauchten ein wenig, doch allmählich gewannen die Umrisse an Schärfe: das zu einem Dutt gebundene Haar, die schmale Nase, an der zwei Finger eine aufblitzende Lesbrille hochschoben. Auch die Bluse von Frau Tóth begann sich von ihrer blassen Haut abzuheben. Sie las einen Brief,

den Rücken aufrecht, den Kopf kaum merklich nach vorne geneigt. Der Bretterboden knarzte unter Luzias Füßen, als sie zum Tisch schritt und sich zu ihm setzte. Sie stellte den Korb auf den Boden und legte die in Zeitungspapier gewickelten Gewürze auf den Tisch. Nicht einmal deren Duft überdeckte den Modergeruch, den die Wandtapeten ausdünsteten.

Das Kabinett ließ sich leicht überblicken. Auf der einen Seite stand das Bett von Frau Tóth, unter dem sich die Decke und der Strohsack versteckten, auf dem Luzia die Nächte verbrachte. Für Liszt lag dort auch ein Sack, allerdings schlief er meistens im Sitzen auf dem zerschlissenen Fauteuil an der gegenüberliegenden Wand. Dort las er auch jeden Tag, wie jetzt gerade, die Arbeiter-Zeitung. Luzia fand das eigenartig, weil er ja arbeitslos war.

»Du kommst spät.«

Frau Tóth sprach ruhig. Und doch lag ein Nachdruck in ihrer Stimme, der die Erklärung, die Luzia bereits auf der Zunge lag, tief in die Kehle zurückstieß. Sie steckte den Brief zurück ins Kuvert, aus dem ein Fünf-Schilling-Schein ragte.

»Kannst mir das Wechselgeld geben?«

Erschrocken holte Luzia Luft. Sie musste an den alten Krejci und das Polizeimotorrad denken.

»Ich hab nicht den ganzen Tag Zeit, Luzia. Meine Gäste dürften jeden Moment da sein.«

Luzia zog die Füße auf die Sitzfläche und fasste sich an die kalten Zehen. Immer wenn die »Gäste« von Frau Tóth eintrafen, musste sie die Wohnung wieder verlassen.

»Hat der Herr Krejci dir nichts zurückgegeben?«

Ihre Augen funkelten eisig. Luzia wollte von dem toten Sandler erzählen, von der Böhmin, dem Inspektor und den

Söhnen der Hausmeisterin. Nur verklumpten die vielen Worte in ihrem Hals, anstatt über die Lippen zu gleiten.

»Jetzt lassens doch das arme Kind.« Liszt blickte über den Zeitungsrand zu ihnen herüber. »Der Alte wird sich Ihr Restgeld schon aufgeschrieben haben.«

Frau Tóth ging nicht auf ihn ein. Stattdessen nahm sie das Kuvert und trug es zur Kredenz im Vorraum, legte es in eine abschließbare Lade. Auf dem Rückweg stutzte sie beim Anblick von Luzia, die ihre Füße immer noch mit den Händen wärmte. Kurz schien es, als taute das Eis in ihren Augen.

»Setz dich gescheit hin«, zischte sie plötzlich. »Liszt, Sie nehmen Luzia mit hinaus. Nach Möglichkeit noch bevor meine Gäste ankommen.«

Er blickte von seiner Zeitung auf. Luzia musste daran denken, dass Liszt die Gäste immer als Kundschaft bezeichnete.

»Bin ich Untermieter oder Kindermädchen?«

»Sie können sich gern eine billigere Wohnung suchen, wenns Ihnen bei mir nicht gefällt.«

Einen Moment lang taxierte er sie, stand dann auf und schmiss die Zeitung aufs Fauteuil. Zügig ging er zum Vorhang und bedeutete Luzia mit einer unwirschen Kopfbewegung, ihm zu folgen.

Das Wirtshaus zum »Stoß am Himmel« passte nicht so recht in die Troststraße. Mit seinem schmucklosen Putz und dem moosfleckigen Ziegeldach glich es mehr den Bauernhöfen jenseits der Stadtgrenzen als den hochragenden Zinshäusern, unter denen es sich hinwegduckte. Tagsüber war die Gaststube ein stiller Ort, in dem ein paar Kriegsinvaliden und Arbeitslose stundenlang

über ihren Seideln schmollten. Abends aber, wenn es in den Fabriken zum Schichtende läutete, drängten sich Scharen von Männern in verschwitzten Leinenhemden durch die Wirtshaustür. Jedes Mal, wenn sie aufschwang, schwappte Gelächter zur Straße hinaus.

Die Stoßwirtin, eine Frau mit breiten Schultern und gewaltigem Busen, pflügte dann nimmermüde durch die engen Tischreihen. An vollen Tagen spannte sie auch ihre Tochter zum Kellnern ein, und wenn ihr Mann in der Küche mit der Arbeit nicht hinterherkam, stieß sie kurzerhand die Haustür auf, stampfte über die Straße auf den erstbesten Sandler zu und fragte ihn, ob er für ein Nachtmahl ein paar Erdäpfel schälen wolle.

Sie stellte Luzia heute ein kleines Glas Apfelsaft hin, obwohl Liszt ihr gar nichts mitbestellt hatte. Als er daraufhin stutzend den Mund öffnete, kam ihm die Wirtin zuvor:

»Brauchst dich nicht um dein Geldbörsel fürchten. Das geht aufs Haus.«

Luzia schaute der davonpolternden Wirtin nach und nahm dann vorsichtig einen kleinen Schluck aus dem Glas, hielt ihn möglichst lange auf der Zunge und musste nach dem Schlucken lächeln. Der Saft war nämlich pur und schmeckte, als hätten die Äpfel den ganzen Sommer über im Sonnenschein gebadet. Sie ließ die Füße baumeln und beobachtete das Treiben in der Gaststube, während Liszt verhalten mit seinen Tischgenossen anstieß.

»Hab heute wieder die Anzeigen durchgeschaut.« Seine Entenstimme klang bedrückt. »Glaubts ihr, man findet irgendwo einen Wintermantel unter fünfundzwanzig Schilling? Unmöglich.«

Auf einem Schankhocker erblickte Luzia den Hauskater Sultan. Aufrecht saß er da und spähte durch den Raum.

Seine Ohren zuckten dabei immer wieder in verschiedene Richtungen, als folgten sie einem Laut, den sie selbst nicht wahrnahm.

»Gebraucht, oder was?«

»Willst mich frotzeln? Bei zwanzig Schilling Arbeitslose in der Woche geht sich kein neuer aus.«

Sie reckte das Kinn, um die Tische nach dem Ziel des Katers abzusuchen. Erst als sie ins Beingemenge darunter blickte, sah sie eine Maus über die Bodenbretter huschen.

»Heizt deine Vermieterin?«

»Wie sie selber grad Geld hat.«

Vor der Schank hielt die Maus an und knabberte an einem heruntergefallenen Stück Brotrinde. Sultan zuckte mit dem Schwanz und fixierte sie.

»Da hätt man dann doch gern einen gescheiten Mantel.«

Der Kater stellte die Ohren vor, schob sich vorsichtig an den Rand des Hockers und setzte eben zum Sprung an – da krachte die Wirtshaustür auf und seine Beute huschte von der Bildfläche.

Die Gaststube verstummte. Auch Liszt und seine Freunde wandten ihre Köpfe zum Eingang, durch den vier Männer in sandbrauner Uniform und Lederstiefeln zur Schank traten. Einer kippte Sultans Hocker kurzerhand zur Seite, sodass dieser fauchend auf den Boden plumpste, und nahm darauf Platz. Er legte einen Arm auf die Budel und trommelte mit den Fingern, zur Stoßwirtin stierend. Sofort eilte sie vom anderen Ende der Stube zu ihm und notierte seine Bestellung. Luzia fiel ihr nervöses Nicken auf und die roten Armbinden der Männer, auf denen drei weiße Pfeile prangten.

Sultans Schnurren weckte Luzia. Sie rieb sich den Schlaf aus den Augen, hob das schlummernde Fellknäuel von ih-

rem Bauch und setzte sich auf der Eckbank auf. Der Kater schnurrte weiter und schmiegte sich an sie, nur um sich mit gespielter Zurückhaltung wieder auf ihren Schoß zu legen.

Sie hatte von einem weinenden Sandler geträumt. Wieder rieb sie ihre Augen und schaute sich in der Gaststube um. Nur über der Schank brannte noch schwach eine Lampe und warf die Schatten der vier Uniformierten über Tische und Stühle. Bei ihnen stand ein Mann mit so krummen Beinen, dass Luzia zunächst meinte, er säße auf einem Hocker. Zufrieden kuschelte Sultan sich in ihre Arme, als sie ihn hochnahm und mit ihm zur Schank tappte.

Einer der Uniformierten sprach gerade mit einer Stimme, in der sich Zorn und Abscheu die Stirn boten. Ab und zu, wenn ein Hauch von Stolz darin mitschwang, klopfte er sich mit der Hand auf die Armbinde. Seine Kameraden lauschten ihm mit steinerner Miene, die Köpfe über winzige Gläser voll klarer Flüssigkeit gebeugt, deren scharfer Geruch Luzia selbst aus der Ferne in der Nase biss.

Die Stoßwirtin war nirgendwo zu sehen, also trat sie mit Sultan im Arm auf Liszt zu und zupfte an seinem Hemd. Er reagierte nicht.

»Liszt, ich mag heimgehen.«

Diesmal fuhr er ruckartig herum. Glasig schimmerten seine Augen im von Schatten verhüllten Gesicht, und Luzia wusste nicht, ob er sie an- oder durch sie hindurchblickte. Verängstigt stolperte sie zurück und drückte Sultan dabei zu fest an sich, sodass dieser ihr im Befreiungsversuch die Krallen in die Arme stieß.

Luzia schrie auf und ließ den Kater fallen, worauf sich auch die Uniformierten zu ihr umwandten. Alle hatten sie die gleichen glasigen Augen.

»Was hastn, Kind?«

Eines der schwarzen Gesichter entblößte grinsend die Zähne. Noch ehe der Mann nach ihr greifen konnte, machte Luzia kehrt und rannte zur Tür hinaus.

Die Troststraße schlummerte nur zum Schein. Da und dort brannte noch Licht hinter Fenstern und in manchen Seitengassen flüsterten Schemen miteinander. Sie verstummten stets, wenn Luzia vorüberging. Als auch noch Hunde nach ihr bellten, begann sie übers Trottoir zu hasten. Aus dem Hasten wurde ein Rennen und aus dem Rennen ein Stolpern und Fallen. Sie stöhnte und fasste sich an die angeschlagenen Ellbogen. Auf dem Straßenlehm schimmerte die Glasflasche, über die sie eben gestürzt war. Es war dieselbe, mit der die Hausmeisterinnensöhne heute gespielt hatten. In diesem Moment vernahm Luzia ein Schluchzen. Unweit saß jemand im Schein einer Straßenlaterne. Die Gestalt trug eine Schiebermütze und ihre Wangen funkelten nass. Diesmal aber nicht vom Regen.

»Mutter?«, wimmerte der Mann und wischte sich die Tränen vom Gesicht. Seine Augen fanden die ihren, fixierten sie, als erwarteten sie eine Antwort. Als diese ausblieb, zog er sich an der Laternenstange hoch und torkelte ihr entgegen. Luzia sprang auf und wich zurück, stolperte jedoch wieder, legte schließlich das Gesicht in die Hände und kreischte.

Ihre Stimme verhallte in der Nacht. Allein das Schluchzen zuckte weiterhin durch die Stille, doch nach und nach bemerkte Luzia, dass es ihr eigenes war. Sie nahm die Hände von den nassen Augen und sah sich um.

Weit und breit kein Mensch zu sehen.

Die Petroleumlampe pendelte in der Hand von Frau Tóth und warf einen eigentümlichen Schein auf ihr Ge-

sicht. Sie winkte Luzia durch die Tür und schloss sie zügig hinter ihr. Dann hob sie ihr das Lavoir vom knisternden Sparherd. Luzia zog Kittel und Bluse aus und wusch sich den Lehm von den aufgeschürften Ellbogen. Das Wasser war diesmal sauber und warm. Auf die Frage, was denn passiert sei, schniefte sie nur.

Im Kabinett strich ihr Frau Tóth ein Butterbrot, von dem Luzia zuerst nur kleine, dann immer größere Stücke abbiss. Sie spürte, wie es die Tränen aufsaugte, die sich noch in ihr stauten. Indessen hatte Frau Tóth die Lesebrille aufgesetzt und strickte an einem Paar Socken weiter. Die Petroleumlampe flackerte zwischen ihnen auf dem Tisch.

»Hat er sich wieder angesoffen, hm?«

Luzia kaute nur mit gesenktem Blick.

»Zeit, dass du dich schlafen legst. Ist schon viel zu spät.«

Sie schluckte den letzten Bissen hinunter und fragte sich, warum Frau Tóth immer viel ruhiger wurde, wenn ihre Gäste wieder fort waren.

»Ab morgen brauchst deine Schuhe nicht mehr schonen.« Gleichmäßig zogen die Stricknadeln Maschen. »Wird langsam zu kalt zum Barfußgehen.«

Luzia nickte, stand auf und trug das Jausenbrett zur Kredenz zurück. Danach zog sie ihren Strohsack und die Decke unter dem Bett hervor, schaute noch einmal zum Tisch zurück.

»Frau Tóth?«

»Ja?«

»Ist meine Mutter gestorben?«

Die Stricknadeln erstarrten.

»Wie meinst du das?«

»Im Himmel kann man keine Briefe verschicken. Ich hab noch nie einen Brief von meiner Mutter bekommen.«

Frau Tóth öffnete den Mund und schloss ihn wieder. Blinzelnd starrte sie auf ihre Nadeln hinab und begann nach einer Weile wieder zu stricken. Allerdings zaghaft, immer wieder rutschten ihr Maschen durch.

»Deine Frau Mutter arbeitet weit fort am Wolfgangsee. Im Hotel zum Weißen Rössl. Und weil sie so viel arbeiten muss, kann sie dich nicht besuchen kommen.«

»Und keine Briefe schreiben?«

»Und keine Briefe schreiben.«

Luzia nickte müde.

»Jetzt leg dich hin. Dir fallen ja schon die Augen zu.«

Sie schlief in dem Moment ein, in dem sie die Decke über die Brust zog. Deswegen bekam sie auch nicht mit, wie Frau Tóth sie noch eine Zeit lang betrachtete. Und schließlich das Strickzeug weglegte, um Briefpapier und Tinte zu holen.

*»So gerät die Lebenshaltung
der Arbeiter und Angestellten in
immer schrofferen Gegensatz zu der
Ergiebigkeit ihrer Arbeit, zum Anschwellen
des von ihnen geschaffenen Reichtums.«*

Programm der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Österreichs, 1926

3.

Die Kinder schnitten schmerzerfüllte Grimassen, während Oberlehrer Krauskopf mit der Kreide über die Tafel quietschte. Beharrlich zog er eine unförmige Linie, die sich am Ende selbst in den Schwanz biss. Ihre Gestalt erinnerte Luzia an die Kaulquappen, die so zahlreich in den Ziegelteichen unterm Wienerberg schwammen.

»So«, näselte er, »sähe Österreich aus, würde man es von einem Ballon im Himmel aus betrachten.«

Luzia dachte an die Heißluftballons, die hin und wieder über die Troststraße glitten, und wunderte sich, wie viel man von dort oben sehen konnte. Der Oberlehrer zog indessen einen Kreis an jener Stelle der Tafel, an der sie das Auge der Kaulquappe vermutet hätte.

»Hier«, er klopfte mit der Kreide zweimal in die Mitte des Kreises, »liegt Wien.«

Mädchen und Buben saßen dicht gedrängt auf den Schulbänken. Einige stützten lauschend ihre Köpfe mit den Händen, andere bohrten Nase oder stierten in den Nebel hinter den Fenstern. Am Nebentisch kicherten die Zwillinge Franz und Ferdinand leise. Als Luzia hinüberschaute, entdeckte sie in ihrem zerfledderten Schulheft ein unerwartet detailgetreues Porträt des Lehrers. Vor allem im Hinblick auf die abstehenden Ohren.

Nachdrücklich erklärte Herr Krauskopf, dass Österreich aus neun Ländern mit neun Hauptstädten bestünde, und markierte diese auf der Tafel. Von Uhrtürmen war die Rede, goldenen Dächern und Lindwürmern, und auch Luzia nahm sein Näseln allmählich nur mehr wie durch eine dicke Glasscheibe wahr.

Schließlich endete die letzte Stunde und die Kinder stürmten jubelnd aus dem Raum. Der Oberlehrer kippte ein Fenster, setzte sich und begann irgendetwas ins Klassenbuch zu schreiben. Eisige, aber frische Luft verdünnte den Geruch von Kinderatem und wurmstichigem Holz. Erst als er nach einer Weile den Füllhalter weglegte und sich die Augenlider massierte, bemerkte er Luzia. Von ihrem Platz aus betrachtete sie immer noch die Tafel, zu der auch sein Blick langsam wanderte.

»Ein Scherbenhaufen, dieses Land.«

Sie kniff die Augen ein wenig zusammen. Irgendwie ähnelten die von kantigen Linien begrenzten Bundesländer tatsächlich Scherben, die nun das Bild der Kaulquappe in ihrem Kopf verdrängten.

»Liegt dir etwas auf dem Herzen, Kind?«

»Wo ist da der Wolfgangsee, Herr Oberlehrer?«

Er musterte sie stirnrunzelnd, griff dann nach seinem Zeigestock und stand auf.

»Ungefähr hier. Warum?«

»Meine Frau Mutter wohnt dort.«

»Ach so?«

Luzia nickte zögerlich.

»Im Weißen Rössl.«

Der Oberlehrer zog anerkennend die Brauen hoch.

»Dann muss sie eine sehr feine Dame sein. Das Weiße Rössl ist weithin bekannt.«

Er lächelte ihr zu, setzte sich und widmete sich wieder dem Klassenbuch. Luzia packte Heft und Federpennal in ihren Ranzen, schulterte ihn und wollte eben das Klassenzimmer verlassen, als Oberlehrer Krauskopf noch einmal den Kopf hob.

»Luzia?«

Sie wandte sich um.

»Ich weiß, dass deine Ziehmutter nicht in die Kirche geht. Nichtsdestotrotz erwarte ich, dich am Montag beim Allerheiligengottesdienst zu sehen.«

Erstaunt holte sie Luft und lächelte dann unwillkürlich. Der Oberlehrer kräuselte die Stirn.

»Du hast mich doch richtig verstanden?«

Luzia nickte eifrig und lief zur Tür hinaus. Am Montag war schon Allerheiligen, dachte sie und freute sich still. Zu Allerheiligen kam nämlich immer Onkel Leo zu Besuch.

Als es an der Tür klopfte, ließ Luzia das Messer und den halb geschälten Erdapfel fallen, sprang vom Sessel und rannte in den Vorraum. Üblicherweise schimpfte Frau Tóth bitter, wenn sie unerlaubt die Arbeit unterbrach. Diesmal aber schälte sie unbeirrt weiter und schielte ihr nur hinterher. Luzia musste ihre ganze Kraft aufwenden, um den Schlüssel in dem klemmenden Schloss herumzudrehen. Schließlich klickte der Riegel und die Tür schwang zum Gang hin auf. Zum leeren Gang.

Sie runzelte die Stirn. Trat dann zögerlich hinaus und blinzelte den schummrigen Flur entlang. Fremde Stimmen hallten vom Stiegenhaus herauf, ansonsten kein Laut – als sie plötzlich von hinten gepackt und hochgehoben wurde. Sie kreischte, wand sich und strampelte mit den Beinen, bis ein altbekanntes Lachen hinter ihr erschallte.

Die kräftigen Hände wirbelten sie in der Luft herum und vor ihr Gesicht schob sich eines mit munteren Augen, strohblondem Haar und einem Wald aus Bartstoppeln, durch den sich Lachfalten wie tiefe Gräben zogen.

»Hab ich dich leicht erschreckt?«

Luzia kicherte nur und fiel Onkel Leo um den Hals.

Erst im Kabinett stellte er sie wieder auf den Boden, reichte Liszt die Hand und umarmte Frau Tóth, die die geschälten Erdäpfel in die Küche trug, um das Mittagessen zuzubereiten. Währenddessen bestaunte er Luzias neue Stricksocken und fragte, was sie in der Schule gerade lernete. Stolz erklärte sie, dass Österreich vom Himmel aus wie ein Scherbenhaufen ausschaue, und wunderte sich über das Gelächter ihres Onkels.

Frau Tóth tischte Grammelschmarrn auf, den Liszt abseits auf seinem Fauteuil verspeiste, da am Tisch nur drei Sessel standen. Nach dem Essen versteckte er sich hinter seiner Zeitung und wechselte kein Wort mehr mit ihnen. Nur manchmal, wenn Onkel Leo besonders schallend lachte, lugte er mit zusammengekniffenen Augen über den Blattrand.

Ihr Onkel erzählte von seiner Heimat im Salzkammergut, wo Berge den halben Tag lang die Sonne verbargen und Steinböcke über bodenlose Schluchten sprangen. Luzia lauschte mit großen Augen und knabberte an einer flaumigen Scheibe des Allerheiligenstriezels, den er mitgebracht hatte. Als er einmal den Wolfgangsee erwähnte, schluckte sie schnell und erklärte, dass ihre Frau Mutter dort in einem besonders feinen Hotel wohne. Onkel Leo verstummte und musterte sie eine Weile.

»Du schaust ihr Jahr für Jahr ähnlicher«, murmelte er schließlich. »Bis auf die Augen. Die hast du nicht von ihr.«

Nachdem sie gemeinsam mit Frau Tóth abgewaschen hatte, schlug er einen Spaziergang vor. Wer weiß, ob es heuer nochmal so schön werde. Er lud auch Liszt ein, der zur Antwort irgendwas von einem Wintermantel murrte.

»Heut scheint eh die Sonne. Komm mit, ich zahl dir ein Bier.«

Die Sonne strahlte tatsächlich ungewohnt warm durch die roten und gelben Ahornblätter, die da und dort auf die Stände des Böhmisches Praters herabsegelten.

Anfangs hatte Luzia gedacht, dass Onkel Leo mit ihnen zum Friedhof gehen wollte. Doch als am Ende der Troststraße die Ziegelöfen vor ihnen qualmten, hatte sie ihr wahres Ziel erkannt und ihren Schritt derart beschleunigt, dass Frau Tóth sie immer wieder schroff zurückrufen musste. Nun lagen die verrosteten Baracken hinter ihnen und vor ihnen eine Welt aus Herbst und Zauber.

Überladene Bierkutschen schwankten zwischen den Menschenmassen und am Straßenrand reihten sich bunt bemalte Ringelspiele und Karusselle aneinander. Kleine Jungen bestaunten das Kasperltheater, während die Mädchen im Raketenflieger nebenan lauthals juchzten. Es duftete nach Bauernkräpfen und gerösteten Maroni, und dunkelhäutige Männer mit lustigen Hüten riefen über ihre Bauchläden hinweg: »Spielerei! Helzerne Pferd, was mocht mit Orsch Pfiff!«

Luzia durfte sich ein Fahrgeschäft aussuchen, das nicht mehr als zwanzig Groschen kostete. Nach langem Hin und Her entschied sie sich für das Kettenkarussell, bekam es aber mit der Angst zu tun, als ihr der zahnluckige Schausteller in den Sitz helfen wollte. Daraufhin nahm Onkel Leo ihren Platz ein und hob sie auf seinen Schoß und schon kurz darauf lachten sie beide hoch oben in der Luft, wo ihnen der Wind die Tränen aus den Augenwinkeln trieb.

Sie kamen auch an einer Reihe seltsam gewölbter Spiegel vorbei, vor denen Luzia anhielt, während Onkel Leo und Frau Tóth weiter die Straße entlangschritten. Einer dieser Spiegel verlieh Liszt, der der Gruppe in einigem Abstand hinterherschlugte, schnurgerade Beine und ein anderer verwand-

delte Luzia in eine große, schlanke Dame. Die Augen dieser Dame, die ihr zwischen den erblindeten Spiegelrändern entgegenblickte, leuchteten ebenso bernsteinfarben wie die Locke, die sich unter ihrem Kopftuch hervorringelte. Und ihre Augenwinkel fielen auf eine Weise nach außen hin ab, die sie trotz all der Wunder um sie herum traurig wirken ließ.

»Luzia!«, riss Onkel Leo sie aus ihren Gedanken. Er stand ein Stück weiter vorne mit Liszt und Frau Tóth vor einem Wirtshaus. »Komm, wir wollen einkehren!«

Wie versprochen lud er Liszt auf ein Bier ein und bestellte Frau Tóth ein Häferl echten Bohnenkaffee. Luzia bekam zum ersten Mal in ihrem Leben ein Himbeerkracherl und stellte fest, dass ihr dessen süßes Prickeln noch besser schmeckte als der Apfelsaft der Stoßwirtin. Sie musste an ihre Mutter in ihrem feinen Hotel denken und stellte sich vor, wie diese jeden Tag Strizel speiste und dazu so viele Himbeerkracherl trank, wie sie wollte.

»Onkel Leo?«

»Hm?«

»Meine Frau Mutter muss schrecklich viel arbeiten.«

»Ach so?«

»Sonst tät sie mich nämlich besuchen kommen.«

Luzia bemerkte Furchen auf der Stirn ihres Onkels. Er blickte zu Frau Tóth, doch selbst der dampfende Kaffee taute ihre Miene nicht auf.

Auch Liszt schwieg. Dann und wann nippte er an seinem Bier und schielte verdrossen zum Nebentisch, wo sich eine Gruppe Männer lallend unterhielt. Ihre sandbraunen Uniformen und die roten Armbinden erinnerten Luzia an ihren letzten Besuch im Stoß am Himmel. Immer wieder begannen sie ein Lied zu grölen, das ihnen verstörte Blicke von den Nebentischen einbrachte. Schließlich bat sie der

Wirt, ein kleiner Mann mit gulaschfleckiger Schürze, doch ein wenig leiser zu singen, worauf einer der Uniformierten seine Jacke an der Hüfte zurückschlug und darunter einen Revolver aufblitzen ließ.

»Der Herr Gastwirt«, meinte er lächelnd, »möchte in einem Arbeiterbezirk doch nicht etwa das Singen von Arbeiterliedern verbieten?«

Die ganze Gaststube verfolgte schweigend das Geschehen. Luzia tippte Onkel Leo an die Schulter.

»Wer sind die?«

»Schutzbündler. Die haben heute noch einen Aufmarsch in der Inneren Stadt.«

»Aufmarsch?«

»Ein paar Hundert von ihnen marschieren gemeinsam über die Ringstraße.«

»Warum?«

»Weil die Menschen in Wien hungern und jeder Teilnehmer ein Paar Sacherwürstel geschenkt bekommt.«

»Weil sie dem Elend der Arbeiter ein Ende setzen wollen«, korrigierte Liszt, Onkel Leo anfunkelnd.

Ruhig erwiderte dieser den Blick.

»Mit Revolvern und Marschliedern?«

»Wie sonst?«

»Vielleicht mit den Verantwortlichen reden. Aufeinander zugehen.«

Liszt verzog den Mundwinkel. »Und wenn die nicht reden wollen? Wenn sie von vornherein mit der Schrotflinte auf dich zielen und dir ihren Willen aufzwingen? Bin ich dann im Unrecht, wenn ich selber zur Waffe greife?«

Ofenwarme Luft strich Luzia übers Gesicht, als sie im Kabinett erwachte. Dunkel erinnerte sie sich an die Rehe,

die nächst dem Wirtshaus gegrast hatten. Onkel Leo hatte sie beim Rausgehen getragen, weil sie vor lauter Gähnen kaum mehr von ihrem Sessel hochgekommen war.

Sie lag zugedeckt auf ihrem Strohsack. Im Vorraum knisterte der Sparherd und auf der anderen Seite des Kabinetts schnarchte Liszt auf seinem Fauteuil. Sogar dabei klang er wie eine Ente.

»Ich weiß nicht, wie sie sich das vorstellt. Von fünf Schilling kann ich kein Kind ernähren.« Das Geflüster kam von Frau Tóth.

»Sie hat ja selber kein Geld, Zilli.« Und von Onkel Leo.

»Und ich habs zum Saufüttern, oder was?«

»Pscht. Du weckst die Kleine auf.«

Luzia blinzelte zum schwarzen Plafond hinauf.

»Nimm. Das sollt eine Zeit lang reichen.«

Vorsichtig drehte sie sich in Richtung Tisch. Onkel Leos Haar schimmerte schwach im Mondlicht, das durchs Fenster fiel. Wie zwei Schatten saßen sie da.

»Die Hausmeisterin sagt hinterrücks Teufelsbrut zu ihr. Nur weil sie ein lediges Kind ist.« Frau Tóth griff sich mit den Fingern an die Schläfe. »Dabei ist sie immer still und artig. In der Schule schreibt sie lauter gute Noten.«

Onkel Leo hielt seine Arme verschränkt, den Kopf gesenkt. »Sie redet alleweil von ihrer Mutter.«

»Das geht schon ein paar Wochen so. Sie will sie unbedingt kennenlernen.«

»Meine Schwester weiß davon?«

»Ich hab ihr einen Brief geschrieben, dass sie einmal auf Besuch kommen soll.«

»Und?«

Frau Tóth schüttelte den Kopf.

»Hab ich mir gedacht.«

Das Schnarchen war verklungen. Nur noch der Ofen knisterte leise. Onkel Leo fuhr sich mit der Hand übers Gesicht und blickte zum Fenster hinaus.

*Herr'n der Fabriken, ihr Herren der Welt,
Endlich wird eure Herrschaft gefällt.
Wir, die Armee, die die Zukunft erschafft,
Sprengen der Fesseln engende Haft.*

Aus dem Lied: Die Arbeiter von Wien

4.

Eisblumen blühten auf den Scheiben. Frau Tóth stand am Fenster und schlichtete verschrumpelte Äpfel in den schmalen Bereich zwischen äußerem und innerem Flügel des Kastenfensters. Dort hielten die Lebensmittel zu dieser Jahreszeit länger als neben dem brennenden Sparherd, hatte sie erklärt. Luzia brachte ihr gerade einen Laib Kommissbrot aus der Kredenz, als Liszt in einem neuen Wintermantel hereinkam.

Der sandbraune Überrock, den er ablegte und über die Rückenlehne des Fauteuils warf, kam Luzia irgendwie bekannt vor. Grußlos setzte er sich und rollte die mitgebrachte Zeitung auf. An seinen Füßen glänzten Lederstiefel, ebenfalls neu. Unbeirrt schob Frau Tóth den Brotlaib zwischen die Fensterscheiben, schloss den Innenflügel und wandte sich Liszt zu.

»Das Schundgewand will ich in meiner Wohnung nicht sehen.«

Er biss sich auf die Unterlippe, ohne den Blick von der Zeitung zu heben. Frau Tóth starrte ihn allerdings unbewegt an, bis er aufstand und den Mantel in die Kiste mit seinen restlichen Privatsachen packte.

Noch am selben Abend begann es zu schneien und hörte tagelang nicht auf. Nacht für Nacht schmiegte sich die Troststraße in eine immer dickere Tuchent aus mancherorts strahlend weißen, im Umfeld der Fabriken hingegen verrußten Schneeflocken. Obwohl ihr auf dem Schulweg der Schnee in die Schuhe rieselte, ließ sich Luzia beim Gehen Zeit und hielt jedes Mal staunend inne, wenn sie

feine Spuren von Rotkehlchen oder Blaumeisen entdeckte. Selbst die Hüte der Männer, die engbeinig vorm Arbeitsamt Schlange standen, wirkten wie gepudert. Luzia erblickte im Vorbeigehen Liszt unter ihnen, der sich nun jeden Morgen anstellte, weil Tagelöhner zum Schneeräumen gesucht wurden.

Die Bande der Hausmeisterinnensöhne bekam Zuwachs, da sich nun immer mehr Volksschulbuben für Fuchsls wärmende Zigaretten interessierten. Er handelte sie gegen Kletzen und Lebkuchen, und wer gut zahlte, durfte die Schar sogar auf ihren Streifzügen durchs Grätzel begleiten. Einmal sah Luzia sie durch eine enge Gasse stapfen und folgte ihnen in einigem Abstand bis zur Ankerbrotfabrik, wo sie aus den Mistkisten ausgemusterte Mehlsäcke bargen. Sie trugen diese zum Stall, aus dessen Fenster die Brotkutschepferde Dunst schnaubten, und baten den Stallmeister um ein wenig Einstreu für die Säcke. Mit den ausgestopften Säcken stiegen sie dann zum Ziegelwerk am Laaerberg hinauf, wo sie auf ihnen juchzend die Lehmgruben hinunterrodelten.

Luzia besaß keine Süßigkeiten, die sie Fuchsl hätte anbieten können, also schaute sie aus der Ferne zu und machte sich irgendwann wieder auf den Heimweg. Dabei kam sie an einem zugefrorenen Ziegelteich vorbei, auf dem ein Pärchen ungelenk übers Eis schlitterte. Die beiden hielten sich an den Händen und brachten sich gegenseitig immer mehr ins Schwanken, bis der Mann ausrutschte und seine Freundin dabei so zu Boden riss, dass sie auf seinen Bauch plumpste. Ihr Lachen hallte zu Luzia herüber, und als die beiden sie erblickten, winkten sie heiter und riefen ihr einen böhmischen Gruß zu.

Nachwort

Die Figur der Luzia basiert auf meiner Urgroßmutter Herta Nagý, die in der Zwischenkriegszeit als uneheliche Tochter eines Zimmermädchens geboren wurde, das im Hotel zum Weißen Rössl arbeitete. Herta verbrachte ihre ersten Lebensjahre bei Zieheltern in Wien und kam danach aufgrund der zunehmenden Unsicherheit zu Bauersleuten in der Buckligen Welt. Ihre Mutter versprach, sie nach Beendigung der Schulpflicht wieder zu sich nach Sankt Wolfgang zu nehmen, verstarb dann allerdings in Hertas vierzehntem Lebensjahr unerwartet jung an Herzschwäche. Ihre Nachfahren leben bis heute in der Buckligen Welt.

Ob Herta ihrem leiblichen Vater jemals begegnete, ist mir nicht bekannt.

Daniel Stögerer

Ein Dankeschön

An meine Probeleserinnen und Probeleser: Bernhard Hofer, Norbert Rapolt, Christian Lorenz Müller, Florian Vernschach, Sebastian Günnel und Christina Prömer. Nicht nur wegen eures Feingefühls für die vielen kleinen Ungereimtheiten im Text, sondern weil ihr mir auch Mut zum Weiterschreiben gemacht habt.

An meine Großtante Marina Ulrich. Für die unverzichtbare Hilfe bei dem Vorhaben, die Kindheit meiner Urgroßmutter zu ergründen.

Und an Celine Keltscha. Für ein bewegendes Gespräch über Vaterlosigkeit.

Quellen der Zitate an den Kapitelanfängen

Kapitel 2: Kinderlied.

Kühn, Maria (1921). Macht auf das Tor: Alte deutsche Kinderlieder. Königstein im Taunus und Leipzig: Verlag Karl Robert Langewiesche. S. 48f.

Kapitel 3: Programm der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Österreichs, 1926.

Sandkühler, Hans-Jörg und de la Vega, Rafael, Hrsg., (1970). Austromarxismus: Texte zu ›Ideologie und Klassenkampf‹ von Otto Bauer, Max Adler, Karl Renner, Sigmund Kumpf, Béla Fogarasi und Julius Lengel. Wien und Frankfurt: Europäische Verlagsanstalt Frankfurt und Europa Verlag Wien. S. 379.

Kapitel 4: Ausschnitt aus dem Lied: Die Arbeiter von Wien. Sozialdemokratische Partei Österreichs, Landesorganisation Wien (o. J.). Fritz Brügel: Die Arbeiter von Wien. Abgerufen am 9. Februar 2024 unter: <https://dasrotewien.at/seite/fritz-bruegel>

Kapitel 5: Zeitungsausschnitt.

Illustrierte Kronen-Zeitung (31. Jänner 1927). Ein blutiger Sonntag im Burgenland. Wien: G. Davis & Co. S. 4.

Kapitel 6: Gesetzesauszug.

Österreichisches Strafgesetzbuch in der Fassung vom 27. Mai 1852. Paragraph 144.

Kapitel 7: Zeitungsausschnitt.

Arbeiter-Zeitung (15. Juli 1927). Die Mörder von Schattendorf freigesprochen. Wien: Verlag der Arbeiter-Zeitung. S. 1.

Kapitel 8: Zeitungsausschnitt.

Arbeiter-Zeitung (20. Juli 1927). Das Vermächtnis der Toten. Wien: Verlag der Arbeiter-Zeitung, S. 1.

Kapitel 9: Romanausschnitt.

Waggerl, Karl Heinrich (1933). Das Jahr des Herrn. Leipzig: Insel-Verlag. Letzter Satz des Romans.

Kapitel 10: Kurt Schuschnigg.

Schuschnigg, Kurt (1937). Dreimal Österreich. Wien: Thomas-Verlag Jakob Hegner. S. 100.

Kapitel 11: Ernst Rüdiger Starhemberg.

Ansprache Ernst Rüdiger Starhemborg aus dem Werbefilm »Österreich hört seine Führer« (1934). Abgerufen am 9. Februar 2024 unter: <https://mediawien-film.at/film/82/>

Kapitel 12: Zeitungsausschnitt.

Illustriertes Familienblatt (1933, 39. Jahrgang, Heft 1). Ein Beitrag zur Kulturgeschichte der Zigeuner. Wien: Verlag Oskar Fischer. S. 5.

Kapitel 13:

Wiener Allgemeine Zeitung (11. Jänner 1930). Die Arbeitslosigkeit in der Welt und bei uns: Von Friedrich Tilgner, Präsident der Handels- und Gewerbekammer in Wien. Wien: Wiener Allgemeine Zeitungs- und Verlags-Aktiengesellschaft. S. 10.

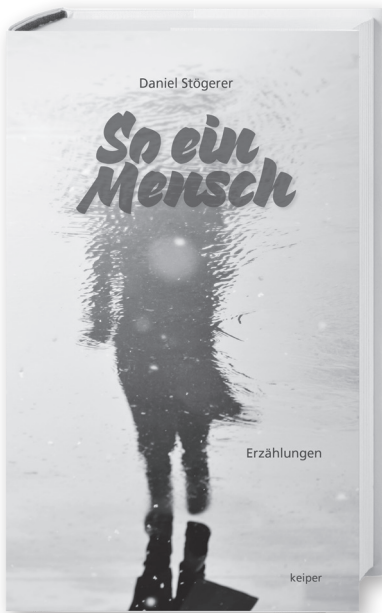
Kapitel 14: Korneuburger Eid.

Richtung und Gesetz des Heimatschutzes. Korneuburger Eid (18. Mai 1939). Abgerufen am 9. Februar 2024 unter:
<https://hdgoe.at/korneuburger-eid>

Alle Zeitungsausschnitte und Gesetzesauszüge wurden über die Online-Portale ANNO und ALEX der Österreichischen Nationalbibliothek recherchiert:
<https://anno.onb.ac.at/> und <https://alex.onb.ac.at/>



Daniel Stögerer, 1997 im Südburgenland geboren und auch dort aufgewachsen, lebt in Wien und St. Lorenzen am Wechsel. Sein Hauptberuf, die Krankenpflege, ermöglicht ihm tagtäglich den Austausch mit Menschen aus allen Schichten der Gesellschaft, und seine Texte bilden oftmals das Resultat seiner Einblicke in ihre Lebenswelten. Veröffentlichungen in Anthologien, im Literaturmagazin DUM und im Online-Feuilleton zugetextet.com.



So ein Mensch
Erzählungen
von Daniel Stögerer

140 Seiten, Pappband
978-3-903322-99-8
€ 22,00 (AT) / 21,40 (DE)

Sophie versucht ihre Schwester aus dem Rosenkrieg der Eltern herauszuhalten. Petra hält nur noch ihr mageres Putzfrauengehalt von der Scheidung ab. Jonathan trennt sich von seiner ersten großen Liebe, während die Alkoholsucht Gustav langsam um seinen Job am Bau bringt. Und dann wäre da noch Aurelia, die nach ihrem Schlaganfall von der Erinnerung an den Krieg eingeholt wird. Stögerer schreibt über Menschen, die sich in schier unerträglichen Situationen befinden, er schreibt über Scheidungskinder, das Zusammenleben von ganz Jung und ganz Alt, über Trunksucht und zu frühe Schwangerschaft. Die unvoreingenommene Art, mit der Daniel Stögerer den Alltag dieser Menschen skizziert, würdigt sie unabhängig von ihren Lastern und Schwächen.